

Eine Reihe von Betrachtungen über die heilige Messe von Ernst P. Heissenberger

Rückblick. Einblick. Ausblick

Die heilige Messe, der eucharistische Gottesdienst, scheint den meisten von uns von Kindheit an ganz vertraut, und doch birgt sie in sich viel an Theologie, die auf den ersten Blick nicht ersichtlich ist. Im Grunde spiegelt sie unser ganzes christliches Leben wider, und wie wir unser christliches Leben verstehen, wird sich an der Feier der Eucharistie zeigen. Ein Satz noch vorweg: ich kann die Geschichte, den Inhalt und die Ausgestaltung eines für Christinnen und Christen so zentralen und komplexen Geschehens in diesem und den folgenden Artikeln nur in aller Kürze streifen. Man möge mir bitte alle notwendigen Verkürzungen und Abkürzungen nachsehen.

Seit dem Tod und der Auferstehung Christi versammeln sich die Jünger am ersten Tag der Woche, um sich an Jesus und die Geschehnisse um seine Person zu erinnern, sowie seinem Auftrag nachzukommen, sein Gedächtnis zu feiern. Der erste Tag der Woche ist der Tag nach dem Sabbat, der der siebente Tag der jüdischen Woche ist, der Tag, an dem Gott seine Schöpfung vollendet hatte, und an dem er ruhte (Genesis 2,2). Die Einbettung der Schöpfung in eine Sieben-Tage-Woche ist der große Sieg einer stabilen und lebensermöglichenden Ordnung über das Chaos der Urflut. Die daraus resultierende Einhaltung der Sabbatruhe am siebenten Tag in Erinnerung an das Ruhen des Schöpfers war und ist gesellschaftlich und religiös für das Volk Israel identitätsstiftend und ist bis heute eine soziale Errungenschaft ersten Ranges.

Nach jüdischer und christlicher Tradition beginnt die Woche also mit dem Sonntag. Darin erinnert auch unser deutsches Wort „Mittwoch“ als Mitte der Woche, das sich auf einen Wochenbeginn am Sonntag und nicht am Montag bezieht. Dieser und damit jeder Sonntag wird christlich in Erinnerung an die Auferstehung Christi als Tag des Sieges des Lebens über den Tod gefeiert, liturgisch also als Ostermorgen und in der Begegnung mit dem Auferstandenen. Liturgie versteht sich ja immer als Vergegenwärtigung und Verinnerlichung dessen, was erinnernd gefeiert wird, wie jeder Geburtstag auch den eigentlichen Tag der Geburt feiert und daran erinnert (ich habe nur einen Geburtstag und doch feiere ich viele Geburtstage). Daher wird der Sonntag nach der Grabesruhe Christi am Sabbat (dem nunmehrigen christlichen Samstag) als Tag der Dankbarkeit und der Neuschöpfung des Menschen in Christus begangen und gefeiert. Christinnen und Christen denken im Feiern der Eucharistie an diese Geschehnisse und bedenken sie im liturgischen Ablauf der Messe. Sie danken und bedanken sich für das Ereignis der Werdung des Menschen und der Menschwerdung Gottes und - christlich gesehen - der Gottwerdung des Menschen. „Werdet, was ihr seid“, nämlich Leib Christi, ruft der heilige Augustinus seiner Gemeinde zu.

Eucharistie bedeutet einfach Danksagung. Danke für das eigene Leben und die nährenden und bergende Schöpfung, Danke für die Liebe Gottes und das Leben Christi und Danke für die Mitmenschen. Dieser Dank geschieht trotz allem, was in der Welt nicht lebensbewahrend ist, und trotz aller, die diese Liebe Gottes in ihren Leben nicht widerspiegeln und erwidern können - und unseres Anteils daran, und auch trotz allen ungelebten eigenen und anderen Lebens. Dieses Feiern der Dankbarkeit nährt sich aus der Nähe Gottes, seiner Barmherzigkeit und seiner Zuwendung zum Menschen, und wird im Leben mit Gott zur Haltung der Dankbarkeit, aus der sich erst die wahrhaftige und tiefe Feier der Eucharistie ergibt. Jede Messe beginnt also nicht erst mit dem Kreuzzeichen, sondern fängt im Leben des Einzelnen an, der sich Gott verbunden weiß und verbunden fühlt. Und diese besondere Zuwendung Gottes in der Eucharistie geht einher mit der Abwendung des Menschen von seinem alltäglichen Tun und in seiner auch körperlichen Hinwendung zu Gott.

Es sind also nicht die Pflicht oder die Gewohnheit oder die Glocken, die zur Feier der Messe rufen, sondern der Ruf Gottes selbst in seine Nähe und in sein Gedächtnis, der Christinnen und Christen zur Feier der Eucharistie

drängt und zusammenführt, denn „die Liebe Christi drängt uns“ (2. Korinther 5,14). Hier wird Kirche, denn Kirche versteht sich als die von Gott „Herausgerufene“ vom griechischen Wort „ekklesia“.

Jedes menschliche Leben ist schon der Ruf Gottes in dessen eigenes Leben, und das seit der Schöpfung des Menschen als Ebenbild Gottes und seiner Belebung durch den Atem Gottes selbst (Genesis 2,7). In der Berufung ins Christsein feiern Christinnen und Christen die Neuschöpfung in Christus und seine Anhauchung der Jünger zum Empfang des Heiligen Geistes, des Lebensspenders (Johannes 20,22). Darum feiern wir Eucharistie, und das alles feiern wir in jeder Eucharistie.

Der Weg der Messe ist somit auch der Weg zur Messe und der Weg von der Messe, der je eigene Weg des glaubenden und vertrauenden Menschen mit Gott durch die ganze restliche Woche.



Ernst P. Heissenberger

Ernst P. Heissenberger ist 1972 in Hartberg geboren und in Pinkafeld aufgewachsen. Er studierte Theologie, Philosophie und Internationale Betriebswirtschaft in Wien und Paris. Seine Dissertation zum Doktor der Theologie hat das Thema „Möglichkeit christlichen Glaubens in der Postmoderne“. Er lebte fünf Jahre im Burgenländischen Priesterseminar in Wien. 2014 gründete er eine Philosophische Praxis in Wien.

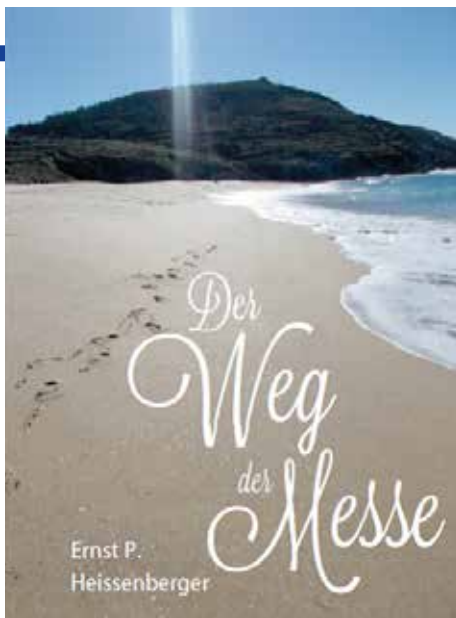
Dr. Ernst P. Heissenberger

Zum Kreuzweg 32

A-7423 Pinkafeld

Telefon: +43/677/62199218

E-Mail: ernst.heissenberger@gmail.com



Warum feiert die Kirche Eucharistie?

Die Kirche feiert Eucharistie, einerseits weil dies Christus seinen Jüngern beim Letzten Abendmahl aufgetragen hat: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ (Lukas 22,19), andererseits dankt sie in dieser Feier für Christus und sein erlösendes Dasein unter den Menschen. Sie dankt damit auch für sich selbst, ihr bleibendes Gerufensein aus allen Völkern, Sprachen und Nationen in die Nähe Gottes und in die ewige Verbindung mit ihm. Diese Verbindung, der Neue Bund, besteht im Leben Christi, in dem Gott selbst dem Menschen sichtbar erschienen ist. „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat“, sagt Christus (Johannes 12,45).

Dieser Neue Bund zwischen Gott und dem Menschen ist damit unzerstörbar, weil er im menschlichen Leben Gottes selbst besteht, auch über den Tod hinaus in der Auferstehung, die Christus als den Sohn erwiesen hat. Der Bund ist unkündbar, denn selbst wenn „wir untreu sind, bleibt er doch treu, denn er kann sich selbst nicht verleugnen“ (2. Timotheus 2,13), und der Bund besteht eben in seinem Leben. Christus ist als Mensch auferstanden, wenn auch selbst für seine Jünger oft erst auf den zweiten Blick als der Jesus erkennbar, den sie gekannt hatten (vgl. Lukas 24,36-42). Der Alte Bund, der so oft von den Menschen verlassen worden war, wurde von Gott selbst erneuert. Und allein auf ihn setzt das Volk Gottes, und damit das Alte Testament wie das Neue Testament, seine Hoffnungen.

Das Letzte Abendmahl, das Christus mit seinen Jüngern begangen hat, war ein Paschamahl, das die Juden in Erinnerung ihrer Rettung aus Ägypten durch Gott selbst als ihr höchstes religiöses Fest heute noch feiern,

und das er ein paar Stunden vor seinem Tod mit neuem Sinn gefüllt und einer ewigen Bedeutung erfüllt hat. „Und er sagte zu ihnen: Mit großer Sehnsucht habe ich danach verlangt, vor meinem Leiden dieses Paschamahl mit euch zu essen. Denn ich sage euch: Ich werde es nicht mehr essen, bis es seine Erfüllung findet im Reich Gottes.“ (Lukas 22,15-16). Dieses Mahl Jesu am letzten Abend vor seinem gewaltsamen Tod mit seinen Jüngern, und seine Deuteworte über Brot und Wein bilden das Urgestein der christlichen Eucharistiefeier. Christus selbst wurde im Verständnis der ersten Christinnen und Christen zum Paschalamm, das für sie geschlachtet worden ist und im Gedächtnis an die rettenden Heilstaten Gottes steht (vgl. Exodus 12,1-13).

Von Anfang an nach der Auferstehung Christi feierten Christinnen und Christen auf diese ihre Weise in Erinnerung an Christus Eucharistie. „Tag für Tag verharrten sie einmütig im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Lauterkeit des Herzens.“ (Apostelgeschichte 2,46). Auch die beiden Emmausjünger berichten von ihrer Erfahrung, dass Jesus selbst (mit) ihnen das Brot gebrochen hat. „Und es geschah, als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach es und gab es ihnen.“ (Lukas 24,30). Und Paulus berichtet, was er auch seinen Gemeinden weitergegeben hat: „Denn ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch dann überliefert habe: Jesus, der Herr, nahm in der Nacht, in der er ausgeliefert wurde, Brot, sprach das Dankgebet, brach das Brot und sagte: Das ist mein Leib für euch. Tut dies zu meinem Gedächtnis! Ebenso nahm er nach dem Mahl den Kelch und sagte: Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut. Tut dies, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis!“ (1. Korinther 11,23-25). Und in der Tradition dieser Gemeinden stehen wir nun schon seit fast 2000 Jahren.

Die Hingabe des Leibes ist wird dabei als die Hingabe des ganzen Menschen verstanden, seiner Lebendigkeit und seines Daseins. „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.“ (Johannes 15,13). Den Leib Christi zu empfangen meint auch, Teil dieser Liebe und Hingabe zu werden, die uns Christus bedeutet und die er uns vorgelebt hat und die Gott in Christus zum Menschen hat. Kirche versteht sich ja selbst als Leib Christi und damit ist auch jedes einzelne Mitglied dieser Kirche Leib Christi. Das „Brot des Lebens“, als das sich uns Christus zugesprochen hat, schenkt ewiges Leben: „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot

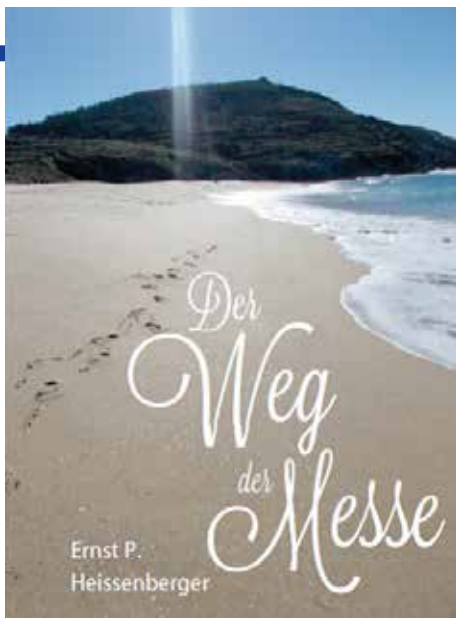
isst, wird in Ewigkeit leben. Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.“ (Johannes 6,51).

Das „Blut des Bundes“ ist die wörtliche Übernahme eines Zeichens, das Mose am Volk in Besiegelung des (Alten) Bundes Gottes mit dem Volk Israel in der Wüste Sinai getan hatte. „Mose schrieb alle Worte des HERRN auf. Am frühen Morgen stand er auf und errichtete am Fuß des Berges einen Altar und zwölf Steinmale für die zwölf Stämme Israels. Er schickte die jungen Männer der Israeliten aus und sie brachten Brandopfer dar und schlachteten junge Stiere als Heilsopfer für den HERRN. Mose nahm die Hälfte des Blutes und goss es in eine Schüssel, mit der anderen Hälfte besprengte er den Altar. Darauf nahm er das Buch des Bundes und verlas es vor dem Volk. Sie antworteten: Alles, was der HERR gesagt hat, wollen wir tun; und wir wollen es hören. Da nahm Mose das Blut, besprengte damit das Volk und sagte: Das ist das Blut des Bundes, den der HERR aufgrund all dieser Worte mit euch schließt.“ (Exodus 24,4-8). Nach dieser Nacht vor seinem Tod wurde das Blut Christi die Besiegelung jenes Neuen Bundes, den Gott selbst in seinem eigenen Leben mit dem Menschen geschlossen hat.



Und es waren immer wirkliche Mähler, die den Bundesschluss Gottes mit den Menschen begleiteten: „Sie durften Gott schauen und sie aßen und tranken.“ (Exodus 24,11) und sowohl das Letzte Abendmahl Christi wie auch die Feier der urchristlichen Gemeinde in Korinth (vgl. 1. Korinther 11,33-34), waren von gemeinsamen (und gemeinschaftsstiftenden) Mahlzeiten begleitet. Vielleicht dürfen wir in diesem Licht auch die vielen uns berichteten Mahlzeiten verstehen, die Christus mit seinen Jüngern und insbesondere auch mit den Sündern eingenommen hat, als angebrochenes Reich Gottes unter den Menschen und letztlich als Vorboden des himmlischen Hochzeitsmahls.

Der Weg der Messe ist auch die beständige (und gegenwärtige) Rückkehr zum Beginn dieses Weges und die Erinnerung daran, was für uns damit verbunden ist.



Die heilige Messe im ersten Jahrhundert

Die früheste Gemeinde der an Jesus Glaubenden fuhr fort, das Gedächtnis an ihn mit einem Mahl zu begehen, in Erinnerung an das Letzte Abendmahl. Diese Mähler wurden Agapen („Liebesmähler“) genannt, woran heute noch die Agape nach manchen unserer Gottesdienste erinnert. Aber nicht diese Agapen waren das Herrngedächtnis, sondern der dankende Lobpreis in Verbindung mit den deutenden Worten Jesu über das Brot (das „das Menschenherz stärkt“ Psalm 104,15) und den Wein („der das Herz des Menschen erfreut“ Psalm 104,15). Für jedes festliche jüdische Mahl war und ist es kennzeichnend, dass es mit einer Danksagung beginnt und schließt, mit einem Lobpreis über das Brot zu Beginn und über den Wein am Ende. Paulus schrieb an seine Gemeinde über das Letzte Abendmahl: „Jesus, der Herr, nahm in der Nacht, in der er ausgeliefert wurde, Brot, sprach das Dankgebet, brach das Brot und sagte: Das ist mein Leib für euch. Tut dies zu meinem Gedächtnis! Ebenso nahm er nach dem Mahl den Kelch und sagte: Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut. Tut dies, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis!“ (1. Korinther 11,23-25).

Auch in der ganz frühen christlichen Liturgie war die Agape genau zwischen den beiden Lobpreisungen. Noch in der Zeit der Apostel rückte man von dieser Praxis allerdings bereits wieder ab, fügte die beiden Lobpreisungen zusammen und stellte sie an das Ende des vorhergehenden Mahles, wohl um dieses Zentrum christlicher Erinnerung als einen einheitlichen Ritus zu kennzeichnen und ganz in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stellen. Allerdings kam es durch das vorher-

gehende Mahl manchmal zu einigen Missständen, von denen Paulus den Korinthern schrieb, dass so ein Herrenmahl aber nicht aussehe (vergleiche 1. Korinther 11,20-22). Daher kam es im Laufe der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts zu einer Trennung von Gemeindemahl und Herrenmahl, der eigentlichen Eucharistie. Das gemeinsame Mahl der Gemeinde verblieb am Abend, sowohl als Armenspeisung wie auch als geschwisterliches Mahl. Die eigentliche Eucharistiefeier aber wurde auf den Morgen verlegt.

Christus!“ (Epheser 5,18-20).

Schon bald wurde diesem eucharistischen Mahl in der Früh ein Wortgottesdienst in seiner Grundform aus Lesung, Predigt und Gebet angefügt, wie wir ihn heute noch von jeder Messe kennen.

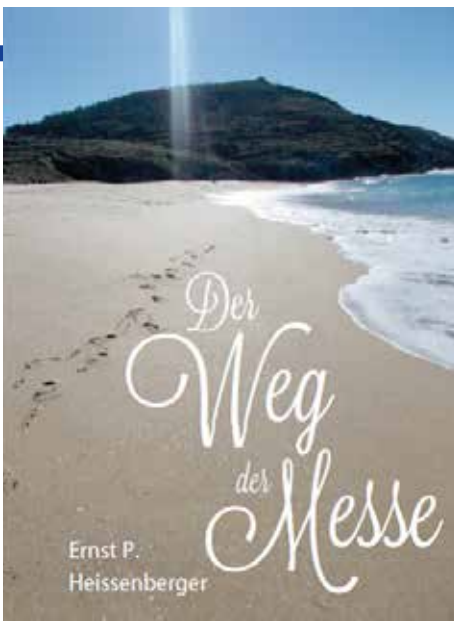
Das Vorbild dafür bestand im Synagogengottesdienst, der den ersten Jüngergenerationen noch sehr vertraut war. Die Bestandteile des Synagogengottesdienstes ergaben sich aus der Natur der Sache und dem Ver-



Da diese nun eigentlich sehr kurz war, wurde sie mit Lesungen angereichert, die aus Briefen und Mitteilungen von Gründern der Gemeinde wie Aposteln oder Missionaren bestehen konnten, wie sie vorher schon beim Abendmahl der Gemeinde verlesen wurden. Die Briefe des Apostels Paulus beispielsweise schließen meist mit Lobgebeten, die geradezu wie eine Überleitung vom Mahl zur Eucharistiefeier klingen. Bezeichnenderweise sind die heutigen Begrüßungsformeln zur Eröffnung der Messe vorwiegend Schlussformeln aus Paulusbriefen. Aber auch Gesang und Lieder konnten diese eucharistischen Mähler von Anfang an begleiten. Paulus schrieb den Ephesern über solche christlichen Zusammenkünfte: „Berauscht euch nicht mit Wein - das macht zügellos -, sondern lasst euch vom Geist erfüllen! Lasst in eurer Mitte Psalmen, Hymnen und geistliche Lieder erklingen, singt und jubelt aus vollem Herzen dem Herrn! Sagt Gott, dem Vater, jederzeit Dank für alles im Namen unseres Herrn Jesus

lauf einer religiösen Versammlung: Begrüßung und Besinnung auf das, was man tun will und begeht; eine erste Lesung aus den Büchern des Mose; Gesang und Besinnung auf das Gehörte, während die neue Buchrolle herbeigebracht wird; eine zweite Lesung aus den Propheten; die Predigt als Konkretisierung und Aktualisierung des in vergangener Zeit ergangenen Wortes für das jeweilige Heute; dann Gebet, Segen und Entlassung. Letztlich verbanden sich dann dieser Wortgottesdienst und die Eucharistie zu einer einzigen liturgischen Feier. Das geschah zwar erst in nachapostolischer Zeit, aber diese spezielle Form des Gottesdienstes wurde die verbindliche Grundform der Eucharistiefeier jeder christlichen Kirche für die nachfolgenden Jahrtausende.

Auch der Weg der Messe beginnt mit ersten Schritten, die die Richtung und den Verlauf des weiteren Weges grundlegend mitbestimmen werden.



Die Messe im ersten halben Jahrtausend

„An dem nach der Sonne benannten Tag kommen alle, die in den Städten oder auf dem Land wohnen, zur Versammlung zusammen. Dabei werden die Denkwürdigkeiten der Apostel und die Schriften der Propheten gelesen, solange es die Zeit erlaubt. Wenn der Lektor seinen Dienst beendet hat, hält der Vorsteher eine Ansprache und mahnt und lädt alle ein, diese schönen Lehren im Leben zu befolgen. Darauf stehen alle auf und verrichten Gebete. Dann, wenn wir die Gebete beendet haben, wird Brot herbeigebracht und Wein und Wasser, und der Vorsteher sendet Gebete und Danksagungen, soviel er vermag, empor, und das Volk stimmt zu und spricht ‚Amen‘. Das, worüber die Danksagung gesprochen worden ist, wird an jeden einzelnen ausgeteilt und denen, die abwesend sind, durch Diakone zugesandt.“

Diese Zeilen hat Justinus, der Märtyrer, ein Philosoph und Kirchenlehrer, in Rom um 150 nach Christus in seiner Schrift „Apologie“ niedergeschrieben, und sie beschreiben einen normalen Sonntagsgottesdienst der frühen Christenheit. Dieser Justinus war in Palästina geboren und weitgereist und kannte die verschiedenen Bräuche der christlichen Gemeinden im Osten wie im Westen des römischen Reiches recht gut, die durchaus voneinander abweichen konnten, aber im Grund offenbar überall recht ähnlich waren. Trotz der Vielfalt der liturgischen Bräuche ist in der Kirche von Anfang an die Tendenz klar erkennbar, die wesentlichen Riten der Gemeinden einander anzugleichen. Der Abendmahlsbericht des Paulus (in 1. Korinther 11) ist ebenso ein beredtes Zeugnis dafür wie die Evangelien selbst. Es geht ja um ein Vermächtnis der Erinnerung, das hier

befolgt werden soll, und so wird die Eucharistiefeier immer in Rückbindung an den Ursprung gefeiert werden. Die Gemeinde feiert sich ja nicht selbst, sondern sie feiert Christus und das Erlösungsgeschehen durch ihn.

Es war in dieser Anfangszeit der christlichen Liturgie auch durchaus üblich, dass der Vorsteher der Feier neben diesen feststehenden Sätzen der Erinnerung an das Letzte Abendmahl frei formulierte Gebete und Danksagungen („soviel er vermag“ laut Justinus) über Brot und Wein während der Eucharistiefeier gesprochen hat. Um 225 verfasste dann der römische Priester und Märtyrer Hippolyt eine Schrift, die er „Apostolische Überlieferung“ nannte, die den liturgischen Ritus im Rom festhalten sollte und in der er auch jenen liturgischen Text einfügte, der schließlich vorbildlich für die Hochgebete vieler Liturgiefamilien in Ost und West werden soll-



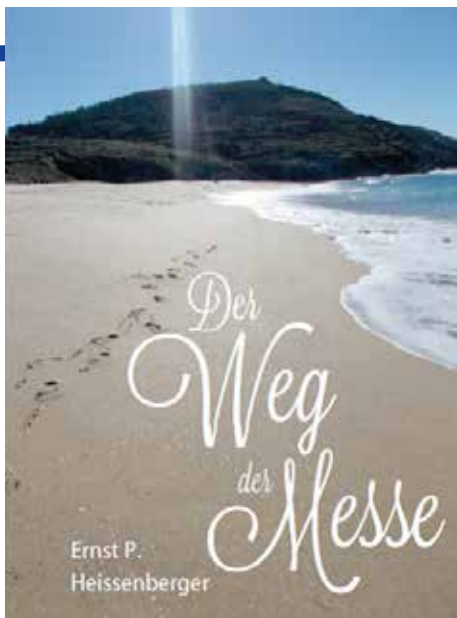
te. Das Hochgebet ist jenes lange durchgehende Gebet, das nach der Gabenbereitung und dem Gabengebet mit dem „Der Herr sei mit Euch“ beginnt und bis zum „Amen“ der Gemeinde vor dem „Vaterunser“ dauert und somit das eigentliche Wandlungsgeschehen umrahmt. Dieser Text des Hippolyt verbreitete sich nun rasch in der ganzen Kirche, von Rom über Ägypten und Arabien bis hin nach Antiochien in der heutigen Türkei. Antiochien war neben Rom, Alexandria in Ägypten und Konstantinopel eine der bedeutendsten Städte des römischen Reiches. Die später vorherrschende Liturgie von Konstantinopel, die „Chrysostomus-Liturgie“, ist selbst antiochenischen Ursprungs (auch der spätere Patriarch von Konstantinopel und Kirchenlehrer

Johannes Chrysostomus, nach dem diese Liturgie benannt wurde, ist in Antiochien geboren). Und diese Liturgie von Konstantinopel wurde schließlich durch die Slawenmission zur Basis der heutigen Liturgie der orthodoxen Kirchen.

Zwei historische Tatsachen kamen der Vereinheitlichung der christlichen Liturgie im Laufe des ersten Jahrtausends noch entgegen, einerseits die Vorbildlichkeit von Liturgien der Hauptstädte des römischen Reiches, die auf das jeweilige umliegende Gebiet ausstrahlten. Die Bischöfe dieser Städte standen zudem von Anfang an in regem Kontakt und (theologischem wie liturgischem) Austausch miteinander. Und andererseits gab es ab dem vierten Jahrhundert verstärkt christliche Wallfahrten nach Jerusalem und an die Apostelgräber in Rom und an andere christliche Erinnerungsorte im Reich, die die

Wallfahrer die verschiedenen liturgischen Traditionen dieser Stätten kennenlernen ließen. Die Wallfahrer haben diese dann in ihre eigene regionale liturgische Weise des Feierns eingebracht. Der Einfluss Jerusalems als liturgisches Vorbild blieb aber das ganze Altertum über sehr groß (die sogenannte „Jakobusliturgie“ aus Jerusalem war beispielsweise auch in Antiochien sehr verbreitet).

Der Weg der Messe ist stets auch die Suche nach der Einheit und dem gemeinsamen Ursprung in der Vielfalt der Traditionen und Kulturen, die als Einheit der Kirche in der Vielzahl von Völkern und Sprachen verstanden werden kann.



Nach der Antike bis zum Hochmittelalter

Zwei Ereignisse beim Übergang von der Antike in das Mittelalter sollten sich für die weitere Entwicklung der Messe als folgenreich herausstellen. Um etwa 380 nach Christus führt Papst Damasus Latein als offizielle Sprache der Liturgie in Rom ein. Vorher war es das Griechische gewesen, das die Sprache der antiken Christenheit war. Der römische Priester Hippolyt, dem wir die erste feste Form eines Hochgebetes verdanken, hatte dieses noch auf Griechisch verfasst. Selbst der Mittelstand und die einfacheren Kreise in Rom sprachen im Alltag griechisch. Davon abgesehen sprachen damals nur die judenchristlichen Gemeinden in Jerusalem und Judäa bzw. Galiläa hebräisch bzw. aramäisch (die Sprache Jesu), und so feierten sie auch ihre Liturgie. Heute noch gibt es einige orientalische Kirchen, die auf aramäisch ihre Gottesdienste feiern.

Ein zweites wichtiges Ereignis fand in Reims im heutigen Frankreich statt, die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig. Um 500 nahmen die unter Chlodwig in Gallien eingedrungenen germanischen Franken das Christentum an und zwar in seiner katholischen Form (die meisten anderen Germanenstämme wurden arianische Christen, die die Gottheit Jesu leugneten). Mit der Übernahme des katholischen Glaubens war nicht nur eine Übernahme der antiken Traditionen Roms möglich, das ja inzwischen mehrheitlich christlich geworden war, sondern die katholisch gewordenen Stämme konnten letztlich auch dadurch dauerhafte Staatsgebilde auf den Gebieten des ehemaligen römischen Reiches etablieren, da sie kulturell und religiös viel von der ursprünglichen römischen Bevölkerung übernahmen und so nicht mehr als Besatzer

wahrgenommen wurden. Den arianischen Stämmen gelang dies kaum. Bemerkenswert ist, dass in Gallien in dieser Zeit eine weströmisch-abendländische Sonderform der Liturgie, die gegenüber Rom relativ eigenständige altgallische Liturgie, in ihrer Blüte stand, welche ein umgangssprachliches Latein als Liturgiesprache hatte. Diese Liturgieform hatte auch zahlreiche ostkirchliche Elemente aufgenommen, da die alte Verbindung von Marseille übers Meer in den Orient noch sehr lebendig war. Und Rom selbst hat sich in dieser Zeit, da das weströmische Kaisertum bereits verloren gegangen war, politisch wie liturgisch weitgehend nach Byzanz/Konstantinopel (dem heutigen Istanbul) als Hauptstadt des oströmischen Reiches orientiert.

Im Laufe der Zeit nahm die altgallische Liturgie immer mehr Elemente der römischen Liturgie in sich auf, auch weil die Angelsachsen im heutigen England um 600 die römische

erst 1014 in die „römische“ Messe, als Kaiser Heinrich II., der Heilige, anlässlich seiner Kaiserkrönung in Rom darauf bestand, dass es – wie üblich im Norden – nach dem Wortgottesdienst gebetet würde. Auch die liturgischen Bücher wurden in liturgischen Zentren des Frankenreiches, das von den Grenzen des heutigen Spanien bis weit hinein in den Osten des heutigen Deutschlands reichte, weiterentwickelt. In Mainz zum Beispiel wurde die Grundform für das römisch-deutsche Pontifikale (dem Liturgiebuch der Bischöfe) geschaffen, das dann erst später nach Rom gelangte.

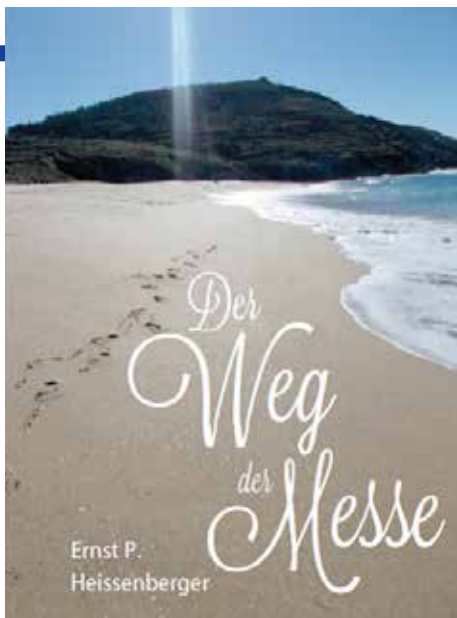
Besonders verdient gemacht um die Neubelebung der römischen Liturgie nach fränkisch-deutschem Vorbild haben sich die Benediktinermönche des Reformklosters von Cluny in Burgund. Diese Mönche besiedelten auch zahlreiche Klöster in Italien sowie in Rom selbst, und wurden so Überbringer der Liturgie nördlich der Alpen in ein kirchlich



Liturgie als die ihre übernahmen und dann zunehmend auch Missionare auf das Festland ins Frankenreich sandten. Zusätzlich nahmen die Rompilger aus dem Frankenreich liturgische Elemente mit aus Rom in ihre Liturgie. Um 800 war dann letztendlich die römische Liturgie selbst mit einigen Sonderbräuchen die Liturgieform des Frankenreiches, und da Rom im 9. und 10. Jahrhundert einen politischen wie religiösen (sowie liturgischen) Tiefpunkt hatte, wurden nun die „ehemaligen Schüler Roms“ Träger der römischen Liturgie, die sie auch weiterentwickelten. Ihnen verdanken wir zum Beispiel das Gloria der Messe (das Lied, das nach dem Bußakt gesungen wird, das „Ehre sei Gott in der Höhe“). Vorher war das Gloria allein in der Papstmesse üblich. Und auch das Glaubensbekenntnis kam

wie liturgisch darniederliegendes Rom. Papst Gregor VII. (1073-1085) war selbst Mönch in Cluny gewesen und unterstützte tatkräftig diese kirchlichen wie liturgischen Reformen. Seit dieser Zeit nun ist der „alt-römische liturgische Brauch“ verbunden mit all den nördlich der Alpen aufgenommenen Elementen schlechthin jener der ganzen lateinischen Kirche geworden. Die fränkisch-deutsche Kirche hat also in einer schwierigen kirchlichen wie politischen Zeit die römische Liturgie für die christliche Welt des Mittelalters sowie für Rom selbst gerettet.

Der Weg der Messe ist auch jener der (scheinbaren) Umwege, die doch als wichtige und hilfreiche sowie bereichernde Zwischenstationen auf einem Weg gesehen werden dürfen.



Die heilige Messe im zweiten Jahrtausend

Die Grundstruktur der Messe war nun im Großen und Ganzen mit Erreichen des zweiten christlichen Jahrtausends festgelegt. Das Messbuch der römischen Kurie (der päpstlichen Verwaltung) mit allen Texten der Eucharistiefeier (außer den Lesungen und den Fürbitten) wurde fortan maßgeblich für die westliche Kirche, besonders als Franz von Assisi 1223 dieses Messbuch als verbindlich für seinen Orden vorschrieb. Es wurde schließlich aufgrund seiner weiten Verbreitung zur Grundlage des nachtridentinischen Messbuchs von 1570, das bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil das Messbuch der katholischen Kirche war (das sogenannte „Missale Romanum“).

Im Laufe des Mittelalters kam es in der Feier der Messliturgie zu einigen folgenschweren Entwicklungen, die erst durch drei Konzilien und ihre liturgischen Reformen wieder korrigiert werden konnten. Die mittelalterliche Frömmigkeit brachte es mit sich, dass die Gläubigen zwar öfter – also auch unter der Woche – die Messe besuchten, aber auch immer weniger zur Kommunion gingen. Die Kelchkommunion kam ganz „aus der Mode“, bis sie schließlich im Spätmittelalter sogar verboten wurde, wogegen sich nicht nur die Reformatoren wandten. Auch die gemeinsame Feier der Eucharistie durch das ganze Volk Gottes kam immer mehr aus dem Blick, sodass liturgische Antworten nur mehr von den Ministranten gesprochen wurden, aber nicht mehr von den Feiernden selbst. Man betete innerhalb der Messe, aber betete nicht mehr mit den Gebeten des Priesters mit, erlebte die Messe nicht mehr als Dankagung des ganzen Gottesvolkes und jedes

einzelnen Mitfeiernden für das Leben und die Liebe Gottes.

Die Fürbitten entfielen allmählich im Laufe der Zeit, weil sie in lateinischer Sprache formuliert waren, und damit vom einfachen Volk nicht verstanden wurden. Die persönlichen Anliegen der Gläubigen fanden so keinen Eingang mehr in das kirchliche Fürbittgebet für die Welt und die Menschen. Der früher oft übliche Opfergang der Gläubigen mit ihren Gaben zum Altar entfiel schließlich ganz, und auch seine Entsprechung im Gang zur Kommunion gab es nicht mehr, da – wenn überhaupt – vor oder nach der Messe kommuniziert wurde. Das Laterankonzil von 1215 schrieb daher wenigstens für die Osterzeit die verpflichtende Kommunion vor.



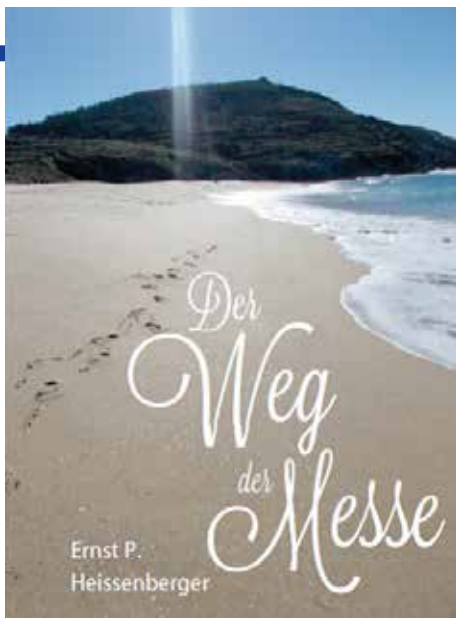
Das Tridentinische Konzil (1545 – 1563) nahm sich in Auseinandersetzung mit den Lehren der Reformatoren auch der kirchlichen Liturgie an, und eine erste Frucht dieser Arbeit war das bereits oben erwähnte Missale Romanum. Weiters wurden die trennenden mittelalterlichen Lettner weggenommen (das waren Trennwände zwischen dem Altarraum und dem Kirchenschiff, wie sie heute noch in den orthodoxen Kirchen zu sehen sind), sodass der Blick zum Hauptaltar und dem Tabernakel möglich wurde. Die tridentinische Liturgie zeichnet sich besonders durch (eine fast barocke) Prachtentfaltung aus, in der sich das heilige Erlösungsgeschehen vollziehen kann. Noch heute wird diese Liturgie als „außerordentliche Form“ des römischen Ritus der katholischen Kirche gefeiert.

Das Konzil selbst vereinheitlichte zwar den liturgischen Ritus mit dem Missale Romanum, aber es sollten Riten, die älter als zweihundert Jahre waren, bestehen bleiben. So gibt

es beispielsweise heute noch die ambrosianische Liturgie in Mailand, die auf den heiligen Bischof Ambrosius (339 – 397) von Mailand zurückgeht, der der Lehrer des heiligen Augustinus war. Und in einer Seitenkapelle des Domes von Toledo in Spanien wird noch heute die „mozarabische Liturgie“ gefeiert (von „mostarab“ = arabisiert), die auf die altspanische Liturgie der westgotischen Bischöfe des 7. Jahrhunderts zurückgeht, und die die arabische Eroberung überdauerte.

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962 – 1965) schließlich nahm die Anliegen der liturgischen Bewegung des 20. Jahrhunderts auf, die in der tätigen Teilnahme der Gläubigen an der Messliturgie bestanden (wie etwa durch die Wiedereinführung der im Mittelalter verloren gegangenen Fürbitten oder durch den häufigeren Empfang der Kommunion). Weiters war die Sprache der Liturgie nun die Volkssprache, um eine aktive Teilnahme zu ermöglichen. Am 3. Dezember 1963 wurde am Konzil die Liturgie-Konstitution verabschiedet, in der es dann hieß: „Jede liturgische Feier ist Werk Christi, des Priesters, und [die] seines Leibes, der die Kirche ist, in vorzüglichem Sinne heilige Handlung.“ (Liturgiekonstitution 7).

Der Weg der Messe ist nicht nur die Suche nach den Ursprüngen, sondern auch die Suche nach dem, was an Nützlichem bereits verloren gegangen ist, und dem Verlieren dessen, was sich als weniger nützlich herausgestellt hat.



Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes

Nach zwei Jahrtausenden der Entwicklung der heutigen Messfeier sind wir an einem Punkt angelangt, an dem wir nun nach dem theologischen Gehalt und der Bedeutung der heiligen Messe für das menschliche Leben und das christliche Selbstverständnis fragen dürfen. Manches kann ich wiederum nur (liturgisch) verkürzt darstellen, um es (theologisch) prägnanter hervortreten zu lassen. Man möge mir bitte wieder alle notwendigen Verkürzungen nachsehen.

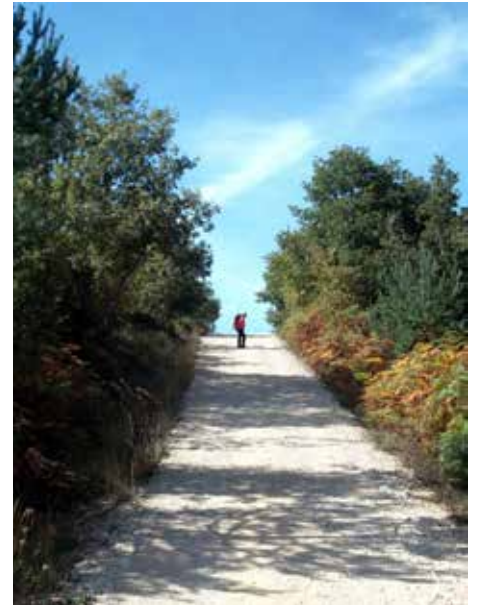
Jede Messe fängt mit dem Kreuzzeichen und damit mit dem Kreuz als Zeichen der Erlösung und der selbstaufopfernden Liebe Gottes zum Menschen an, und jede beginnt „im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“, auf dessen Namen wir getauft sind (Matthäus 28,19), dessen Namen über uns als Segen ausgerufen ist und dessen Name wir heiligen (wollen), wie in jedem Vaterunser in jeder Messe gebetet wird. Der Name Gottes verweist uns aber auch in die Gegenwart Gottes bei uns und in uns und in die Anwesenheit Christi unter uns, denn „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Matthäus 18,20). Am prägnantesten bringt es ein Traum des Königs Salomo auf den Punkt, worum es gerade am Beginn der Messfeier geht: „Der HERR sprach zu ihm: Wenn [...] mein Volk, über das mein Name ausgerufen ist, sich demütigt und betet, mich sucht und von seinen schlechten Wegen umkehrt, dann höre ich es im Himmel. Ich verzeihe seine Sünde und bringe seinem Land Heilung.“ (2. Chronik 7,14).

Es geht um das Suchen Gottes und sein Aufsuchen nicht nur in der Gemeinschaft der Kirche und der Liturgiefeiern, nicht nur im Lesen der Schrift und im Vollzug des Auftrages Christi beim Abendmahl, sondern schon vorher im eigenen Leben, seiner Geschichte, seinen Brüchen, seinem Gelingen und seinem Scheitern, seinen Freuden und Leiden, seinen Hoffnungen und Ängsten, mit all dem stehen wir vor Gott und mit all dem suchen wir ihn auf. Wandlung geschieht nicht erst beim Hochgebet oder schon vorher durch die Begegnung mit dem Wort Gottes selber, sondern bereits zu Beginn der Messe ist die Wandlung des eigenen Lebens im Blick, wenn sich jeder und jede Einzelne Gott mit seinem Leben zuwendet, umkehrt zu ihm. Und wir sind ermahnt, ein „Leben zu führen, das des Rufes würdig ist, der an [uns] erging.“ (Epheser 4,1).

Christinnen und Christen dürfen ihr Leben in der Wahrheit der Liebe Gottes schonungslos anschauen und es Gott bedingungslos anvertrauen. Gottes barmherziger Blick und sein schöpferisches Handeln an mir lassen Mut und Zuversicht wachsen, Hoffnung schöpfen und Vertrauen reifen. Dann geschieht Heilung und Ganzwerdung des Menschen, denn bruchstückhaft ist unser Leben, oft gebrochen und voll zerbrochener Träume und Erwartungen und abgebrochener Lebendigkeit und zerstörter Lebensmöglichkeiten, und letztlich ist auch unsere Kenntnis des eigenen Lebens brüchig, denn „Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk.“ (1. Korinther 13,9-10). Nach diesem Vollendeten streben wir, nach Gott selbst, und nach unserer Heilung in seiner Liebe und seiner Zuneigung. Dabei wird uns als Söhne und Töchter Gottes viel zugetraut und auch einiges zugemutet: „Seid also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!“ (Matthäus 5,48); eben vollkommen in dieser Liebe (seiend und handelnd) und selbst so liebend, „denn Gott ist Liebe“ (1. Johannes 4,8).

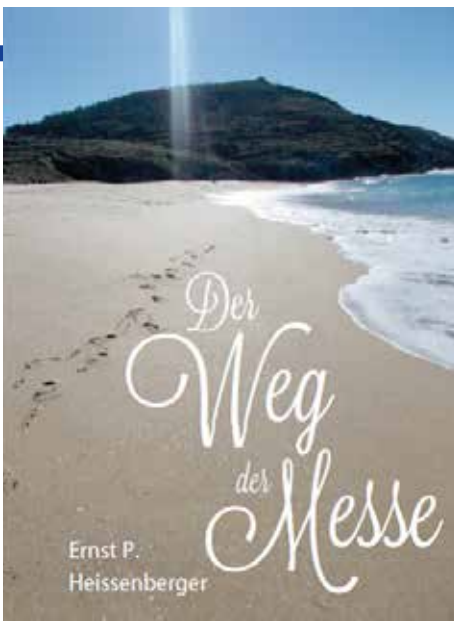
Im Schuldbekenntnis gibt es diesen einen zentralen Satz: „Ich bekenne, Gott dem Allmächtigen, und allen Brüdern und Schwestern, dass ich Gutes unterlassen und Böses getan habe.“ Es geht also nicht nur um Schuld, die ich auf mich geladen habe oder anderen gebe, sondern auch um Gutes, das ich nicht umgesetzt und ergriffen habe, an dem und mit dem ich nicht schöpferisch an der Schöpfung Gottes der Welt mitgearbeitet habe. Christus selbst weist uns mit seinem Gleichnis von den Talenten (Matthäus 25,14-30) darauf hin, dass wir Verantwortung für

unser Leben tragen und auch für die Gaben und Talente, die uns mitgegeben sind, um am Reich Gottes in dieser Welt und Gesellschaft, an unserer kirchlichen Gemeinschaft (1. Korinther 12) und an unserem eigenen Leben mit Gott mitzubauen und mitzuschöpfen.



Letztlich mündet dieses Tragen des eigenen Lebens vor Gott und des Sich-Tragen-Lassens von und durch Gott in das Lob Gottes, in das Gloria, das „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“ verkündet, auch weil der Mensch nun durch die Vergebung durch Gott in seinem eigenen Leben Frieden mit sich, mit Gott und mit der Welt gefunden hat. Das darauf folgende Tagesgebet führt dann schon über in die spezielle Gestimmtheit und die biblischen Texte der liturgischen Feier, die entweder Gottes Taten am Menschen in einem Festgottesdienst, die Freude über Schöpfung und Erlösung in einem Dankgottesdienst oder die Anliegen von Kirche und Welt in einem Bittgottesdienst zum Ausdruck bringen können. Der erste Teil der Messe besteht also theologisch folgerichtig aus dem Kreuzzeichen (und der Anrufung des Namens Gottes), dem Sündenbekenntnis und der Vergebungsbite, dem Gloria und dem jeweiligen Tagesgebet.

Der Weg der Messe ist auch jener in das Unwegsame und Wegelose des Menschseins, in die Irrwege und Sackgassen des eigenen Lebens und einer oft heillosen Welt, in die Gott selbst getreten ist und uns in Christus den Weg zu sich eröffnet hat.



Wortgottesdienst - Worte als bewegende Wegweiser

Das Tagesgebet als Einführung in den speziellen Festcharakter der Messe ist nun vorbei und damit der erste Teil des Gottesdienstes beendet. Wenn der erste Teil als jener Teil der Feier gesehen wird, in dem der Mensch sich mit seinem ganzen Leben Gott öffnet und anvertraut und auch mit sich selbst im Angesicht Gottes konfrontiert wird, so beginnt nun der Wortgottesdienst, in dem die Gläubigen sich dem Wort Gottes öffnen und sich von ihm herausfordern, trösten, belehren, feiern und verwandeln lassen.

Der Wortgottesdienst in einer idealtypischen sonntäglichen Messe beginnt nach dem Tagesgebet mit der **ersten Lesung** aus dem Alten Testament, das die Bibel Jesu und der frühen Kirche war, die aber von den Jüngern immer in Hinblick auf Jesu Leben und Sterben und Auferstehen gelesen und verstanden wurde, nachdem die Verheißungen der alten jüdischen Schriften nun mit Jesus erfüllt wurden. Danach folgt ein **Psalm**, der die ganze Liturgie am tiefsten mit dem Gottesdienst im Jerusalemer Tempel verbindet. Der Tradition nach werden die Psalmen König David zugeschrieben, und die Themen dieser ehemaligen Lieder sind so vielfältig wie das Leben selbst. Sie sind übrigens die ältesten noch an ihrem ursprünglichen Ort verwendeten Texte der Menschheit, nämlich im Gottesdienst.

Die nun folgende **zweite Lesung** folgt thematisch der ersten Lesung, in dem sie diese in einen christlichen Kontext bringt oder noch einmal das spezielle Anliegen vor Augen führt. Danach folgt ein kurzer Gesang,

das **Halleluja**, meistens mit einem kurzen sinnstiftenden Vers. Halleluja bedeutet „Lobt Gott“, und meint in dieser Form fast eine Zusammenfassung des ganzen Wortgottesdienstes (vgl. Offenbarung 19,1-6), nämlich Gott für seine Schöpfung, seine Fürsorge, seine Hilfe, seine Erlösung, aber vor allem seine Liebe, sein Gottsein und sein Dasein unter uns zu preisen. Damit ist eigentlich alles gesagt und damit wird bereits auf Jesus verwiesen, um den sich die **Lesung aus den vier Evangelien** dreht. Letztlich geht es darum, sich das Wort Gottes zu Herzen zu nehmen, denn diese Worte „sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen“ (Deuteronomium 6,6). Um es auch in neutestamentlichen Worten zu sagen: „Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern – wie auf Tafeln – in Herzen von Fleisch.“ (2. Korinther 3,3). Und „das Wort ist glaubwürdig und wert, dass man es beherzigt“ (1. Timotheus 1,15).



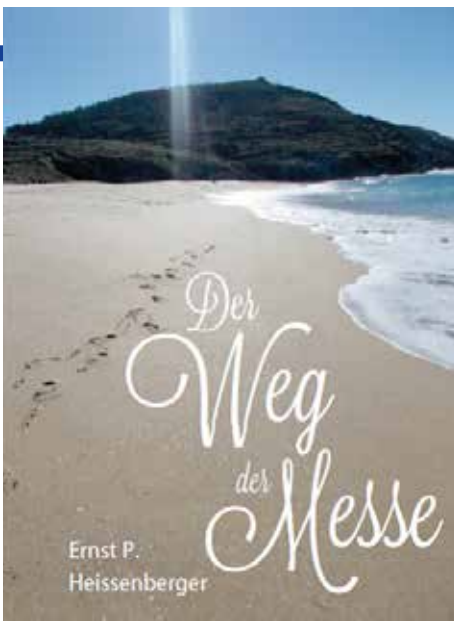
Die **Predigt** als Auslegung der vorhergehenden Lesungen aus den biblischen Büchern soll die altherwürdigen Texte im Hinblick auf die gegenwärtigen persönlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Herausforderungen aktualisieren und für das persönliche wie gesellschaftliche Handeln fruchtbar machen. Sie soll „ein Wort des Trostes“ (vgl. Apostelgeschichte 13,15) und der Stärkung sein, aber keine Vertröstung, denn in der Gegenwart Gottes in dieser unserer (oft heillosen) Welt liegt unser Heil, gerade das feiern wir ja in jeder Eucharistiefeier. „Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Matthäus 28,20).

Nach einer kurzen Stille folgt nun das **Gläubensbekenntnis**, in dem jede und jeder einzelne ganz persönlich zu all dem Gehörten und Gesagten Stellung nehmen kann und das den persönlichen Glauben nicht nur (in kirchlichen Worten) ausdrückt, sondern auch (vor sich selbst und den anderen) bekräftigt. In den anschließenden **Fürbitten** legt die Gemeinde noch einmal die persönlichen wie gesellschaftlichen und kirchlichen Anliegen vor Gott und sinnbildlich auf Gottes Altar, der all das in seiner Liebe annehmen und wandeln möge. Die Fürbitten verweisen also schon von sich aus auf die Gabenbereitung.

Der Weg der Messe ist auch von Wegweisern flankiert, die die richtige Richtung unseres persönlichen und kirchlichen Gehens anzeigen wollen (von vertrauendem Weitergehen bis hin zu radikaler Umkehr ist alles möglich), und diese Wegweiser sind die einzelnen Schriften der Bibel.

Die Worte des Wortgottesdienstes sind aber immer von dem einen Wort getragen (und

erhellt), in dem sich Gott selbst ausgesprochen hat und in dem er uns sein Wort gegeben hat – Christus, das Wort, das in die Welt gekommen ist (vgl. Johannes 1,1-18).



Das Opfer des Lobes - die Feier der Danksagung

Nachdem wir in den Fürbitten noch einmal unsere Bitten für uns und andere vor Gott gelegt haben, tragen wir nun in der Gabenbereitung „die Früchte der Erde und der menschlichen Arbeit“ zu Gott (und mit ihnen uns selbst) und legen sie vor Gott auf den Altar, damit er sie und uns wandle, eben das von uns nimmt, was uns hindert, ganz wir selbst zu sein (wie Gott uns ja gewollt hat), und uns das gibt, was wir zu einem Leben mit ihm brauchen, nämlich sich selbst.

Im Gabengebet dankt der Priester im Namen der Gemeinde für die Gaben von Brot und Wein und bittet um Heiligung und Annahme dieser Gaben und der darin enthaltenen Hingabe des Menschen. Im ersten Jahrtausend brachten die Gläubigen noch selbstgebackenes Brot in einer Gabenprozession zum Altar, wodurch noch einmal stärker die Hingabe und spätere Wandlung des eigenen Tuns und Lebens in Leib und Leben Christi hinein zum Ausdruck kommen konnte (und auch in der sinnenfälligen Rückgabe, der Hingabe Christi in der Kommunion).

Diese Hingabe des Menschen an Gott ist die Antwort auf die Hingabe Gottes in Christus an den Menschen, die in dem Satz ausgedrückt wird: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird“ (Lukas 22,19). In ihm sind alle Opfer der Menschen zusammengefasst, erfüllt und aufgehoben, sodass wir dafür „nur mehr“ ein Opfer des Lobes Gott selbst bringen. Das Blut des Neuen Bundes mit der alttestamentlichen Vorstellung vom Blut als dem Sitz des Lebens zeugt von einem ewigen, gemeinsamen und untrennbar verbundenen Leben Gottes

mit dem Menschen in Christus. Dieser ist die menschlich und daher leiblich gewordene Liebe Gottes zum Menschen.

Mit einem Dialog, der ausdrückt, dass wir unsere Herzen schon beim Herrn haben und es würdig und recht und nun an der Zeit ist, Gott zu danken, beginnt das eigentliche Hochgebet, in dem noch einmal konzentriert zum Ausdruck kommt, worum es im Christentum zuinnerst geht. In dieses Hochgebet mündet theologisch der erste Teil der Messe, in dem sich der Mensch vor Gott gestellt sieht und jetzt Gott ganz nahe kommt und erfüllt sich der zweite Teil der Messe, der Wortgottesdienst, denn jetzt ist „das Wort [...] Fleisch geworden“ (Johannes 1,14).

Nun folgt das „Lamm Gottes“, das uns noch einmal daran erinnert, dass mit Christus alle Sünden von uns genommen sind, und wir Frieden mit uns selbst und Gott gefunden haben. In der Kommunion, die in ihrem theologischen Gehalt noch zum Wandlungsgeschehen gehört durch das „Nehmt und esst, das ist mein Leib“ (Matthäus 26,26), wird diese Einheit (von Gott und Mensch in Christus und unsere Einheit mit Gott und auch die Einheit unter uns) noch einmal zutiefst menschlich beim (gemeinsamen) Essen erfahrbar.

Nach einem Danklied folgt nun das Schlussgebet mit dem Dank für die empfangenen Gaben und für die Neuschöpfung des Menschseins in Christus, und des eigenen

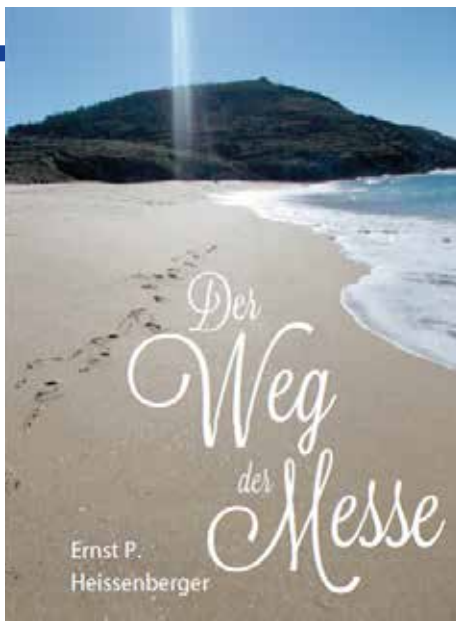


Das Hochgebet ist um das Wandlungsgeschehen herum aufgebaut mit der Wandlung als seinem theologischen und sprachlichen Zentrum. Vor der Abendmahlserzählung in der Mitte kommt der schon erwähnte Eröffnungsdialog, weiters die Präfation, ein Gebet, das ähnlich dem Tagesgebet Gott dankend auf den speziellen Festcharakter des jeweiligen Gottesdienstes einstimmt, dann der Gesang des Heilig-Liedes als Lob Gottes und danach die Bitte um das Kommen des Heiligen Geistes über die Gaben. Nach der Wandlung gibt es quasi spiegelverkehrt ein längeres Gebet mit Dank, Lob Gottes und Bitten, das in die Erhöhung und Präsentation der gewandelten Gaben im nunmehrigen Dialog mit Gott mündet, den die Gemeinde mit dem „Amen“ zustimmend beschließt.

Danach folgt das Gebet des Herrn, das „Vater-Unser“, in dem wir Gott nun ganz frei Vater nennen dürfen und in unserer Danksagung seinen Namen, in dem wir den Gottesdienst schon begonnen haben, durch Christus heiligen. Die Versöhnung und den Frieden aus dem Opfer und Leben Christi und seiner Auferstehung bekommen wir von Christus selbst zugesprochen nach seiner Auferstehung, in der „Friede sei mit Euch“ (Johannes 20,19), und wir geben diesen Frieden im Friedensgruß an jene weiter, die gerade um uns sind, unsere Nächsten.

Lebens im Leben Gottes selbst. Wir sind jetzt eine „neue Schöpfung in Christus geworden“ (vgl. 2. Korinther 5,17). Von und aus dieser neuen Einheit mit Gott leben wir. Diese Einheit Gottes mit dem Menschen feiern wir als unsere Erlösung und begehen wir in der Eucharistiefeier und werden Teil dieser Einheit von Gott und Mensch (in Christus).

Der Segen Gottes mit dem Kreuzzeichen als dem Spiegelbild zur Eröffnung der Messe im Namen Gottes beschließt die Feier dieses Gottesdienstes und entlässt die Feiernden mit dem Wunsch und der Aufforderung „Gehet hin in Frieden“, und das heißt, im Alltag im empfangenen und erfahrenen Frieden mit Gott und sich zu leben, zu gehen, diesen auszustrahlen und ihn auch weiterzugeben. Christinnen und Christen sagen Danke für diesen Frieden und für alles Empfangene und für Gott selbst, wenn sie Gottesdienst feiern, und darum heißt der christliche Gottesdienst Eucharistiefeier, Danksagung. Der Weg der Messe geht zwar auch durch Trauer und Klage, Trost und Freude, kennt Schuldeingeständnis und Glaubensbekenntnis, besteht aus Bitte, Lob und diesem einen großen Danke für Christus, er sucht Glauben, Hoffnung und Liebe, vor allem aber will er durch Leben und Tod hin zum Leben Gottes selbst und mit Gott in seinem allumfassenden Frieden führen.



Der Weg der Messe - einmal Emmaus und zurück

Wir sind nun einen langen gemeinsamen Weg durch die mehrere Jahrtausende dauernde Entwicklung der Eucharistiefeier gegangen. Und sie ist aus dem Leben der Christinnen und Christen nicht wegzudenken, sie hat sich – trotz aller Umwege – für das kirchliche und persönliche Zusammenleben mit Gott bewährt und ist auch dadurch in ihrem Ablauf relativ stabil geblieben. Sie ist die Chance auf Wahrnehmung des eigenen Menschseins in der Selbsterkenntnis und in der Möglichkeit, sein Leben nicht nur in die Hand Gottes zu geben, sondern auch in die eigene Hand zu nehmen, weil Gott es in unsere Hände gelegt hat. Sich mit sich und neuem Leben und dem persönlichen Leben Gottes beschenken zu lassen, das ist der tiefste Sinn der Messe.

Jene Stelle in der Bibel, die am verständlichsten ausdrückt, wofür die Messe eigentlich steht (und wie man den Weg der Messe am besten begeht), ist die Geschichte der Emmaus-Jünger (Lukas 24,13-35).

Eine kurze Nacherzählung: Nach dem Tod Christi gehen am ersten Tag der Woche zwei Jünger von Jerusalem nach Emmaus. Sie begegnen Jesus, und er geht mit ihnen. Er fragt sie nach dem, was sie beschäftigt. Und sie bleiben traurig stehen, machen ihm leichte Vorwürfe und beginnen zu klagen und das Chaos des eigenen (Gefühls-)Lebens zu offenbaren. Jesus gibt ihnen Antworten auf ihre Fragen anhand der Bibel, er zeigt auf und gibt neue Orientierung und eine neue Sichtweise des ganzen Geschehenen, und mit dieser neuen Erkenntnis mündet

der gemeinsame Weg in das Dorf Emmaus. Sie drängen ihn mitzugehen, und er geht mit ihnen hinein ins Haus, um bei ihnen zu bleiben. Dort wird natürlich gemeinsam gegessen und Christus selbst „nahm das Brot, sprach den Lobpreis, brach es und gab es ihnen“ (Lukas 24,30). Da gehen ihnen die Augen auf und paradoxerweise sehen sie ihn gerade dann nicht mehr. Sofort brechen sie auf und gehen noch in der Nacht und unbeachtet aller Finsternis zurück nach Jerusalem zu den anderen Jüngern.

Die Emmaus-Geschichte ist ein Spiegelbild der Feier der Eucharistie. Der erste Tag der Woche ist jeder Sonntag, an dem die heutigen Jünger gemeinsam unterwegs sind, denn „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matthäus 18,20). Sie nehmen das mit, was sie bewegt und reden darüber. Christus fragt sie danach und will es wissen (und auch Vorwürfe haben hier ihren Platz, gerade dann wenn es scheint, als habe Gott die Welt vergessen oder sei dem eigenen Leben fremd geworden und verstehe es nicht – Gott aber ist selbst immer mittendrin). Die Zusammengekommenen bleiben mit ihren Leben stehen und stellen sich dem eigenen Dasein in all seiner Traurigkeit, Bedürftigkeit und Sündhaftigkeit, aber auch seiner Schönheit und Lebendigkeit, und sprechen alles aus, was sie – in welche Richtung auch immer – bewegt, um Ruhe und Frieden für das eigene Leben zu finden (das spiegelt den ersten Teil der Messe). Dann beginnt das Hören der Stimme Christi (Johannes 10,27), das Hören auf Gott selbst in den Schriften und was sie dem heutigen Menschen offenbaren und zeigen können. Im eigenen persönlichen Glaubensbekenntnis bitten sie Christus, bei ihnen zu bleiben, weil sie seinen Worten und seinen Taten geglaubt haben (das spiegelt den zweiten Teil der Messe, den Wortgottesdienst).

Nun geht es über in das gemeinsame Mahl, der Aufnahme von Lebensmitteln, mit Christus nicht nur als den Mittler des Lebens und als Mitte der Feier, sondern sogar als Mittel des Lebens. Hier findet erst wahre menschliche ganzheitliche Erkenntnis statt, nicht allein über die Gefühle im ersten Teil und den Verstand im zweiten Teil, sondern in der Annahme des ganzen menschlichen Lebens als gottgegeben und in der persönlichen Aufnahme in das göttliche Leben in Christus (ohne dabei das eigene menschliche Leben zu verlieren, denn Christus ist ganz Mensch geworden und ich darf ganz Mensch bleiben). Der Aufbruch noch in derselben Stunde von der Feier und die Rückkehr dorthin,

von wo ich gekommen bin und alltäglich lebe (und dort voller Freude neues Leben leben darf), ist das Spiegelbild des dritten Teiles. Und sowohl Jerusalem als Wohnort Gottes wie Emmaus als unser kleines Lebensdorf sind zwei Pole und Enden eines Weges, den wir in jeder Messe hin- und zurückgehen. „Da ging er mit [...], um bei ihnen zu bleiben“ (Lukas 24,29), nicht nur in das eigene Haus (des Daseins), sondern vor allem auf dem eigenen und gemeinsamen (Lebens-)Weg.



Der Weg der Messe ist nicht nur ein langer und beständiger Weg durch den Raum der gegenwärtigen Welt und die Zeit der letzten Jahrtausende, er ist der persönliche Weg, der wie jeder Weg mit den ersten Schritten beginnt, vor Umwegen und Irrwegen nicht gefeit ist, und auf der Suche nach dem eigenen Weg auch Rückkehr zu diesem Weg und Umkehr auf diesem Weg kennt. Der Weg der Messe soll jener Weg sein, der das eigene Leben in ein Leben der Fülle, der Lebendigkeit und der Freude (über-)führt, nur dann ist es der richtige, nur dann wird er in die richtige Richtung gehen und nur dann wird er richtig begangen werden. Es ist der Weg mit Gott, der Weg als Spiegelbild des Lebens, es ist der Weg der Dankbarkeit, eben Eucharistiefeier.